



Leseprobe

Jeanne Ryan

Das Spiel ist aus, wenn wir es sagen

Die Romanvorlage zum Kinofilm NERVE

"Das Buch beschreibt nachvollziehbar, wo es hinführen kann, wenn Jugendliche die Gefahren des Internets unterschätzen."
Magazin querlesen

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 28. Oktober 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Ein atemloser Thriller um ein Onlinespiel, das eskaliert

Eigentlich will Vee gar nicht mitspielen bei diesem neuen Online-Spiel, bei dem man ständig neue peinliche »Challenges« bekommt, die sofort ins Netz gestellt werden. Aber um einen Jungen auf sich aufmerksam zu machen, der ihr gefällt, wagt sie es dann doch. Zumal Preise locken, denen sie nicht widerstehen kann, wie zum Beispiel die Schuhe ihrer Träume. Noch dazu sieht Ian, der ihr als Spielpartner an die Seite gestellt wird, wirklich gut aus. Erst macht es Spaß. Aber dann werden die Challenges heikler und heikler, und die Fans treiben Vee dazu, immer mehr zu riskieren. Schließlich werden Vee und Ian zusammen mit fünf anderen Spielern an einen geheimen Ort gebracht, wo die letzte Runde stattfindet. Es geht um alles oder nichts und auf einmal steht ihr Leben auf dem Spiel ...

Die Romanvorlage zum Kinofilm "NERVE - Das Spiel ist aus, wenn wir es sagen"



Autor

Jeanne Ryan

Jeanne Ryan wuchs in einer Familie mit elf Geschwistern auf. Seit sie als Kind auf Hawaii gelebt hat, hat sie versucht, dorthin zurückzukehren – mit Zwischenstopps in Südkorea, Michigan und Deutschland. Bevor sie zu schreiben begann, entwickelte sie Computerspiele und forschte im

Für James, meinen Hauptgewinn

PROLOG

Drei Tage hatte sie warten müssen, bis um vier Uhr am Sonntagmorgen endlich auch die letzten Beobachter abgezogen waren. Wahrscheinlich mussten sogar die Verrückten irgendwann mal schlafen. Sie selbst brauchte auch dringend Ruhe, aber viel mehr noch sehnte sie sich danach, endlich wieder frei zu sein. Seit fast einer Woche hatte sie das Haus nicht mehr verlassen.

Sie schrieb ihren Eltern einen Zettel, warf ein paar Sachen ins Auto und fuhr los. Den ganzen Weg durch die Stadt und während der zweistündigen Fahrt in den Shenandoah-Nationalpark sah sie immer wieder hektisch in den Rückspiegel. Wenn sie die Strecke mit ihren Eltern und Geschwistern gefahren war, hatten sie immer irgendetwas gespielt, gesungen, sich Videos angesehen oder einfach vor sich hin geträumt. Dieses Mal wurde sie von einem wachsenden Gefühl der Panik begleitet.

Sie ignorierte bewusst die eindringlichen Ermahnungen ihrer Eltern, sich sofort nach Ankunft im Park bei einem Ranger zu melden, ließ das Auto am einsamsten Parkplatz stehen, den sie finden konnte, und lief einen von Sträuchern fast überwucherten Weg entlang. Am frühen Nachmittag musste sie sich für einen Zeltplatz entscheiden, aber im Augenblick wollte sie nur im Wald verschwinden. Wenn sie den Beobachtern jetzt ent-

kommen konnte, dann würde ihr die undurchdringliche Wildnis wenigstens für ein paar Tage etwas Schutz bieten.

Der Rucksack lastete schwer auf ihren Schultern, als sie sich den steinigen Berg hochkämpfte. Wenn sie den üppigen Farn beiseite schob, fielen ab und zu ein paar Tautropfen auf ihre Hände. Das verlockende Rauschen eines Wasserfalls trieb sie an. Er würde eine wohltuende Abwechslung zu dem Psychoterror sein, dem sie die letzten dreiundzwanzig Tage ausgesetzt gewesen war. Verdammtes Spiel!

Sie schlug nach einem tief hängenden Zweig, woraufhin Wassertropfen und Blätter auf ihren Kopf regneten. Aber was machte das schon, es war niemand da, der sehen konnte, dass ihr Laub auf der Haut klebte und in den Haaren hing. Allein der Gedanke an andere Menschen ließ verstörende Bilder in ihr aufsteigen. Und Ängste. Ängste, die am Rand ihres Bewusstseins verharrten und Gestalt anzunehmen schienen, diesmal in Form von leisen Schritten hinter ihr.

Sie blieb stehen und betete, dass sie sich das Geräusch nur eingebildet hatte. Wie so oft in letzter Zeit. Stehen bleiben. Konzentrieren. Nachdenken.

Die Schritte hielten einen Moment lang inne und erklangen dann wieder, schneller dieses Mal.

Da war eindeutig jemand hinter ihr.

Sollte sie sich hinter einem der dichten Büsche verstecken und denjenigen vorbeilassen? Wahrscheinlich war es nur ein Wanderer, der wie sie allein sein wollte, trotzdem schien ihr Verstecken die beste Lösung. Sie erhöhte ihr Tempo, um ihren Vorsprung zu vergrößern, und kroch dann in die schützenden Blätter eines dichten Rhododendronbuschs.

Die Schritte wurden lauter, und sie klangen schwer, was auf eine große Person schließen ließ. War das die »Konsequenz«, mit der die Spinner, die das Spiel kontrollierten, für den Fall gedroht hatten, dass sie sich den Beobachtern nicht zur Verfügung stellte? Aber niemand konnte sie dazu bringen, sich mit den Idioten einzulassen, die sie zu jeder Tages- und Nachtzeit anriefen, mit den Irren, die ihr bis aufs Klo folgten, oder mit den Geisteskranken, die diese grauenhafte Webseite erstellt hatten, auf der sie und die anderen Spieler in einem Fadenkreuz abgebildet waren.

Nachdem sie das gesehen hatte, hatte sie sich krank gestellt und war die letzte Woche zu Hause geblieben. Aber sie konnte sich nicht ewig verstecken und noch weniger konnte sie einstweilige Verfügungen gegen die ganze Welt erwirken.

Ihr Atem ging schneller und flacher, als sich die Schritte immer mehr näherten. Sie klangen sehr schwer. War das womöglich gar kein Mensch hinter ihr? Komischerweise beunruhigte sie der Gedanke an einen Schwarzbären weniger als der, dass ihr hier jemand begegnen könnte. Vielleicht waren die Schritte aber auch gar nicht real. Das alles konnte ein Traum sein, der genauso manipuliert wurde wie ihre Gedanken während des Spiels und selbst danach noch. Es wurde immer schwieriger zu unterscheiden, was tatsächlich passierte und was nicht. Wie bei dem Zettel, den sie in einer Zeitschrift gefunden hatte, als sie sich ins Einkaufszentrum geschlichen hatte:

Liebe Abigail, das Spiel ist erst zu Ende, wenn wir es sagen.

Wie hatte jemand wissen können, dass sie in genau diesen Laden gehen würde, um sich genau diese Zeitschrift anzuse-

hen? Und nachdem sie hektisch jede andere Zeitschrift im Regal durchgeblättert hatte, um nachzusehen, ob darin auch irgendeine Nachricht versteckt war, hatte sie den Zettel nicht mehr wiedergefunden, so als sei er nie da gewesen. Wahrscheinlich hatte ihn einer der Unbekannten gestohlen, die jeden ihrer Schritte überwachten. Das war das Schlimmste: nicht zu wissen, wie ihre Feinde aussahen, während ihr eigenes Foto allen zur Verfügung stand wie eine perverse Art Sammelbild.

Jetzt gesellte sich ein Pfeifen zu den Schritten. Selbst sie mit ihrer blühenden Fantasie konnte sich nicht vorstellen, dass es ein Tier gab, das »Somewhere over the Rainbow« pfeifen konnte. Tränen stiegen ihr in die Augen, aber sie versuchte sich weiter einzureden, dass es einfach nur ein gut gelaunter Wanderer war.

Die Schritte hielten inne. Sie duckte sich tiefer zwischen die Blätter, als es in den Zweigen in der Nähe knackte.

»Ich weiß, dass du hier bist«, sagte eine dunkle Stimme.

Ihre Eingeweide schienen sich zu verflüssigen. Sie presste sich an den Baumstamm hinter ihr und wünschte sich, sie wäre hinaufgeklettert. Meilenweit war niemand in der Nähe, und ein kurzer Blick auf ihr Handy zeigte ihr, dass sie keinen Empfang hatte. Das passte. Zurzeit brachte ihr das Handy nur schlechte Nachrichten und Pech.

Plötzlich teilten sich die Zweige des Rhododendrons und gaben den Blick auf einen Mann mit dem Gesicht eines Pitbulls frei, dessen Atem nach gebratenem Speck roch. Oh Gott, da war es ja noch besser gewesen, nicht zu wissen, wie ihre Peiniger aussahen! Dieses Gesicht würde für den Rest ihres Lebens – wie lang auch immer es noch dauern mochte – eine Hauptrolle in ihren Albträumen spielen.

Fleischige Hände schoben die Zweige weiter auseinander.

»Komm raus, Süße, dann haben wir beide es wesentlich einfacher.«

Ihr ganzer Körper verkrampfte sich. Die furchtbare Angst, die sich in ihrem Bauch zusammenballte, war schlimmer als die, die sie in der letzten Phase des Spiels gespürt hatte, als sie in dem Raum voller Schlangen gewesen war. Damals hatte sie geglaubt, sie könnte keine größere Angst haben.

Trotz des wilden Hämmerns in ihrer Brust fand sie irgendwie die Kraft zu sagen: »Lass mich in Ruhe, du Arsch!«

Er fuhr zurück. »Es gibt keinen Grund, unfreundlich zu sein. Ich war einer deiner größten Bewunderer.«

Ihr Blick glitt durchs Unterholz. Nur in einer Richtung gab es einen Hauch Hoffnung. Mit einem Satz hechtete sie auf den Teil des Gebüschs zu, der am wenigsten dicht war. Trotzdem gab es noch genug Zweige, die ihr die Arme zerkratzten, als sie sich hindurchzwängte und auf den Pfad rannte. Dummerweise verstellte ihr der Mann den Rückweg zu ihrem Auto, weshalb sie nur weiter in das Waldgebiet laufen konnte.

Sie rannte los, gefolgt von den Schritten hinter ihr. Bald übertönte das Rauschen des Wasserfalls, der ihr Gesicht auf dem Weg zur Aussichtsplattform mit feinen Tröpfchen besprühte, alle anderen Geräusche. Der einzige Weg von dort aus führte über einen steilen, felsigen Abhang mit vom Moos glitschigen Steinen.

Hinter ihr erklang ein schrilles Pfeifen, das das tosende Wasser übertönte. Sie drehte sich zu dem Mann um, in dessen Hosentaschen sich unförmige Gegenstände beulten, die sie unwillkürlich an die Tatwaffen aus *Cluedo* denken ließen. Nicht

dass der Kerl einen Kerzenleuchter oder ein Messer gebraucht hätte: Seine Arme waren so dick wie die Baumstämme neben ihm. Was wollte er? War er ein durchgedrehter Fan, der sie dafür bestrafen wollte, dass sie gestern Abend die »Aftershow«-Sendung mit den anderen Spielern nicht mitgemacht hatte? Die Hand entsetzt vor den Mund gepresst, hatte sie zugesehen, wie ihre Mitspieler Witze gerissen und gelacht hatten, obwohl ihre Mundwinkel verdächtig zuckten und sie dunkle Ringe unter den Augen gehabt hatten. Nach der Sendung hatte kein Einziger von ihnen auf ihre SMS geantwortet, als ob es gefährlicher wäre, etwas mit ihr zu tun zu haben als mit denen, die sie verfolgten. Das war alles so krank. Als sie sich letzten Monat bereit erklärt hatte, mitzuspielen, hatte niemand etwas von späterer Videoauswertung oder von Stalkern erzählt.

Sie kletterte über das schiefe Geländer der Plattform und klammerte sich an dem glitschigen Metall fest. Würde sie es zum Fluss runterschaffen, ohne sich das Genick zu brechen?

»Jetzt stell dich nicht so an, Abigail«, rief der Mann und griff in seine Hosentasche. »Komm her und sei ein bisschen kooperativ. Wir könnten ein Video drehen, das sonst keiner hat, und uns tausend Bonuspunkte sichern.«

Bonuspunkte? Dann war er also einer der persönlichen Beobachter, die Videos von den Spielern machten, um sich den Respekt der anderen Beobachter zu verdienen, der sich in Form von Stimmen beziehungsweise Bonuspunkten ausdrückte. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, ihre Angst zu messen, dann hätte der Kerl den Jackpot geknackt. Aber würde er auch noch einen Schritt weiter gehen?

Bei dem Gedanken schnürte sich ihre Kehle zu. Tief Luft

holen und sich auf einen Ausweg konzentrieren, ermahnte sie sich.

Der Mann legte den Kopf schief, als würde er über Beleuchtung und Bildausschnitt nachdenken. Wollte er tatsächlich nur eine Aufnahme von ihr machen? Ihr stockte der Atem, als er langsam die Hand aus der Tasche nahm. Irgendwie fand sie es merkwürdig, dass ihr Leben nicht blitzschnell vor ihrem inneren Auge vorbeizog. Stattdessen erinnerte sie sich an einen Film, den sie in der achten Klasse in der Schule gesehen hatte: *Die Dame oder der Tiger?* Sie hatte sich damals darüber geärgert, dass der Film den Zuschauer am Schluss im Unklaren ließ. Warum hatte sich der Regisseur nicht einfach für ein Ende entscheiden können?

Und jetzt stand ein Fremder vor ihr, der entweder eine Kamera oder eine Waffe aus der Tasche ziehen würde, je nachdem, ob er ein Bild von ihr schießen oder sie erschießen wollte. Mit einem Schluchzer registrierte sie, dass ihr die zweite Möglichkeit beinahe lieber gewesen wäre, nur damit dieser Horror, zu dem ihr reales Leben geworden war, endlich ein Ende hatte.

Seine rechte Hand kam zum Vorschein und mit ihr eine schwarze Kompaktkamera, die wie ein hübscher kleiner Käfer glänzte. Sie stieß den Atem aus und unterdrückte ein weiteres Schluchzen. Also doch nur ein Foto. Vielleicht brachte sie, wenn sie sich anstrengte, tatsächlich ein Lächeln zustande, und das hier wäre vorbei. Dann könnte sie den Weg zurückhetzen, nach Hause fahren und sich den Rest des Tages in ihrem Zimmer verstecken. Oder auch noch länger. Irgendwann würden die Beobachter das Interesse an ihr verlieren, spätestens wenn eine neue Runde mit neuen Spielern begann.

»Und jetzt bitte hübsch lächeln!«, sagte der Mann.

Sie starrte ihn an und versuchte, die Mundwinkel zu heben. Eine Schweißperle lief ihr über die Schläfe, gefolgt von einer weiteren. Noch ein paar Sekunden, dann war es vorbei.

Klick.

Sie atmete auf. Okay, wenn es das war, was er gewollt hatte, gut. Na ja, nicht gut, aber erträglich.

Doch dann griff der Mann mit schiefem Grinsen in seine andere Tasche.

EINS

Ich bin das Mädchen hinter dem Vorhang. Im wahrsten Sinn des Wortes. Und wenn ich diesen Vorhang für den zweiten Akt aufgezogen habe, dann muss ich vierzig Minuten totschielen, in denen keine Kostümwechsel anstehen oder Masken gemacht werden, es sei denn, einer der Schauspieler muss schnell nachgeschminkt werden. Ich hole tief Luft. Für einen Premierenabend ist bislang alles sehr glatt verlaufen, was mich leicht beunruhigt. Normalerweise geht bei der ersten Aufführung immer etwas schief. Das ist Tradition.

Ich überlege, ob ich in die Mädchengarderobe gehen soll, in der über Jungen getuschelt wird, oder lieber im Gang stehen bleibe, wo ich tatsächlich einen Jungen treffen könnte. Einen ganz bestimmten, um genau zu sein. Da sein Stichwort in zehn Minuten fällt, entscheide ich mich für den Gang und hole mein Handy heraus, auch wenn Ms Santana, die Leiterin unseres Theaterkurses, uns unter Androhung der Todesstrafe verboten hat, es während der Vorstellung einzuschalten.

Nichts Neues auf meiner ThisIsMe-Seite. Das ist nicht verwunderlich, da die meisten meiner Freunde im Stück mitspielen oder im Publikum sitzen. Ich poste eine Meldung:

Es gibt noch ein paar Tickets für die nächsten beiden Vorstellungen. Also, wenn ihr nicht schon eins habt: Kauft es jetzt!

So, damit habe ich meine Bürgerpflicht getan.

Zusammen mit der Nachricht lade ich ein Bild von mir und meiner besten Freundin Sydney hoch, dem Star des Stücks, das ich vor der Vorstellung aufgenommen habe. Das Foto sieht ein bisschen so aus wie aus einem dieser Kinderbücher, in dem Kleinkindern der Unterschied zwischen Extremen wie groß und klein erklärt wird: sie, die goldene Hollywood-Barbie, neben mir, der altmodischen Stoffpuppe, blass, mit dunkelbraunen Haaren und blauen Augen, die viel zu groß für mein Gesicht sind. Wenigstens leuchten sie unter dem Metallic-Lidschatten, den ich mir aus dem Theaterschminke-Fundus geliehen habe, blauer als sonst.

Auf meinem Handy ploppt die Werbung eines Modeversands auf, die mir zeigt, wie toll ich in einem der neuen Sommerkleider aussehen würde. Sommerkleider sind etwas, was man in Seattle selten braucht, vor allem im April, aber dieses fliederfarbene Kleid mit dem weit schwingenden Rock ist unwiderstehlich, deshalb lade ich ein Foto von mir hoch und gebe meine Größe und mein Gewicht an: eins dreiundsechzig und einundfünfzig Kilo. Während ich noch mit mir hadere, welche Angaben ich sonst noch machen soll, erklingt im Umkleideraum der Jungen ein vertrautes Lachen, dem kurz darauf sein Besitzer folgt. Matthew stellt sich so dicht neben mich, dass sich unsere Schultern berühren. Na ja, meine Schulter berührt seinen footballgestählten Bizeps.

Er neigt sich zu mir herunter, dass sein Mund fast mein Ohr berührt: »75 B, stimmt's?«

Ups, wie hat er meine Angaben auf dem Display so schnell erkennen können? Ich drehe das Handy so, dass er nicht mehr draufschauen kann.

»Das geht dich nichts an.«

Und außerdem habe ich eher Körbchengröße 75 A, vor allem heute Abend mit dem dünnen BH, der keine Wunder vollbringen kann.

Er lacht. »Du erzählst das gerade total Fremden, warum also nicht mir?«

Ich schalte das Display aus. »Das ist nur eine bescheuerte Werbung, kein richtiger Mensch.«

Er dreht sich um, sodass wir uns gegenüberstehen, stützt die Unterarme rechts und links von meinem Kopf an die Wand und sagt mit seiner seidenweichen Stimme, die sich immer so anhört, als würde er einem gerade ein Geheimnis verraten: »Ich würde dich total gerne in diesem Kleid sehen.«

Ich verstecke das Handy hinter dem Rücken. »Echt?« Im Vergleich zu seiner Stimme klingt meine eigene wie quietschendes Plastik. Ganz toll.

Er greift um mich herum und nimmt mir das Handy weg.

»Vielleicht aber auch in etwas, hm, Bequemerem ...« Er stellt sich wieder neben mich, tippt auf dem Telefon herum und hält mir ein Bild von mir in weißer Unterwäsche vor die Nase. Meine Brüste sind überlebensgroß, mindestens im D-Bereich.

Mir steigt die Röte in die Wangen. »Witzig. Wie wäre es, wenn wir jetzt eins von dir machen?«

Er fängt an, sein Hemd aufzuknöpfen. »Super Idee. Ich stehe als Modell zur Verfügung.«

Im Gang wird es plötzlich sehr stickig. Ich räuspere mich.

»Äh, du musst dein Kostüm anbehalten, also fangen wir doch lieber mit deinem virtuellen Ich an, ja?«

Oh Mann, kann man noch unverführerischer klingen?

Seine Augen glitzern noch grüner als sonst. »Gern, sobald wir damit fertig sind, die kleine Vee neu einzukleiden.«

Er fängt an, verschiedene Slips und Bikinis für mich auszusuchen. Jedes Mal wenn ich ihm das Handy wegnehmen will, hält er es lachend hoch. Ich versuche es mit einer anderen Taktik, mit Gleichgültigkeit. Fast funktioniert es und ich überrasche ihn mit einer blitzschnellen Bewegung. Nicht schnell genug, um mein Handy tatsächlich wiederzubekommen, aber immerhin treffe ich das Display an der richtigen Stelle, sodass sich die Modeseite schließt. Stattdessen taucht eine andere Seite mit der Werbung für ein Spiel auf: *Risk*. Ein Online-Spiel, das ein bisschen wie *Wahrheit oder Pflicht* ist, nur ohne die Wahrheit.

Unter einem Banner, auf dem steht: *Guck mal, wer da spielt!*, sind drei kleine Videolinks von Jugendlichen zu sehen, die verschiedene Challenges bestehen müssen.

Matthew zieht die Augenbrauen hoch. »Hey, lass uns mal das Mädchen ansehen, das den Ladendiebstahl spielen muss.«

Er hält das Handy so, dass wir uns gemeinsam das Video eines Mädchens mit einer Unmenge von Piercings anschauen können, die sich Nagellackfläschchen in die Taschen ihrer Camouflage-Hose steckt. Auch wenn sie nur so tut, als würde sie klauen, sieht schon allein diese Hose ziemlich verboten aus. Und wie kommt sie mit dem ganzen Metall im Gesicht durch die Sicherheitsschleuse am Flughafen, wenn sie mal verweist? Als ob sie meine fiesen Gedanken hören könnte, dreht sie sich in dem Moment zur Kamera und zeigt ihr den Mittelfinger. Das Bild zoomt auf ihr leicht unheimliches, wolfartiges Gesicht und ich ziehe unwillkürlich die Schultern hoch. Mit einem Grinsen marschiert sie aus dem Laden auf den Parkplatz, wo sie sich mit

Nagellack ein blutrotes X auf die Stirn malt. Sie hat die Fläschchen also tatsächlich geklaut.

Dann wird das Bild schwarz und Matthew bewertet das Mädchen mit vier von fünf möglichen Punkten.

»Ich hätte ihr höchstens drei Punkte gegeben. Es ging darum, so zu tun, als würde man klauen, nicht es wirklich zu tun«, sage ich. »Welcher Idiot filmt sich schon selbst dabei, wie er was Illegales macht?«

Er lacht. »Ach komm schon. Das war mutig. Du willst dich doch nicht etwa darüber beschweren, dass sie die Challenge besser erfüllt hat, als sie musste. Es wird bestimmt lustig, sie in der Live-Runde zu sehen.«

»Sag das bloß nicht Sydney. Sie wollte sich diesen Monat unbedingt bewerben, aber dann ist ihr klar geworden, dass die Live-Runde am selben Abend stattfindet wie die letzte Vorstellung.«

»Was? Reicht es ihr etwa nicht, hier im Stück mitzuspielen?«

Ich verlagere mein Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Zwar ärgere ich Sydney immer wieder damit, dass sie eine Diva ist, aber das sage ich nicht hinter ihrem Rücken.

»Mit Highschool-Theater gewinnt man keinen Oscar.«

Achselzuckend tippt Matthew wieder auf meinem Handy herum.

»Hey, sieh dir mal den Typen an, der seinen Hund Suppe aus seinem Mund schlabbern lässt.«

»Ist ja eklig.«

Matthew gibt ihm trotzdem fünf Sterne. Gleich darauf taucht eine Anzeige auf: *Lade dein eigenes Video hoch, damit du die Chance hast, am Samstag in der Live-Show dabei zu sein. Es ist noch nicht zu spät!*

Er wedelt mit dem Handy vor meiner Nase herum. »Du solltest mitmachen, kleine Vee.«

»Hallo? Samstag bin ich für eure Maske zuständig, falls du dich noch daran erinnerst.«

»Ich meine ja nur, dass du eine dieser Probe-Challenges machen sollst, einfach nur so. Und wenn du tatsächlich für die Live-Show ausgewählt wirst, findet sich sicher jemand, der das mit der Schminkerei übernehmen kann.«

Offensichtlich glaubt er, ich hätte bei *Risk* keine Chance, und selbst wenn ich wider Erwarten gewählt würde, dann könnte auch jeder andere ein bisschen Fettschminke auf die Schauspielergesichter klatschen. Plötzlich fühle ich mich klein.

Ich zupfe unbehaglich an meinem Rock herum. »Wozu der Aufwand? Ich würde sowieso nie ernsthaft mitmachen.«

Als letzten Monat das erste dieser Spiele lief, habe ich zusammen mit meinen Freundinnen zu Hause die Live-Runden gesehen. Es war aufregend genug, nur Zuschauerin zu sein. Eine halbe Stunde lang hoch oben auf einem Haus zu stehen, die Zehen um die Dachkante gekrümmt? Nein danke.

Matthew scrollt sich durch die Homepage von *Risk*. »Hier ist eine Liste von Challenges, die du versuchen könntest: in einem Edelrestaurant mit den Fingern essen, in einen Asiashop gehen und nach Ziegenhod...«

»Ich werde nichts davon machen.«

Er tippt etwas in mein Handy. »Weiß ich doch. Ich ärgere dich nur ein bisschen, weil du so süß bist, wenn du rot wirst.«

Greta von der Requisite kommt aus der Kulisse und berührt Matthew am Arm. »In zwei Minuten bist du dran!«

Er gibt mir das Handy wieder, und erst als er schon zehn

Schritte weit weg ist, bemerke ich, dass er meinen ThisIsMe-Status von *Single* auf *Vielversprechend* gesetzt hat. Mein Herz macht einen kleinen Sprung. Obwohl es noch eine halbe Stunde dauert, bis der letzte Vorhang fällt, folge ich Matthew bis zum Bereich neben der Bühne. Er marschiert unter das Spotlight und nimmt seine Position links hinten ein, neben Sydney, wo sie sich necken, streiten, küssen und miteinander singen, bis die Aufführung endet.

Im Augenblick beherrscht Sydney die Bühne. Ihre blonde Schönheit ist dramatisch ausgeleuchtet, und ich verspüre einen Anflug von Stolz darauf, wie umwerfend sie aussieht. Mit meinem Make-up wird ihre natürliche Anmut perfekt in Szene gesetzt. Natürlich habe ich für Matthew noch mehr Zeit aufgewendet und jeden Millimeter seines Gesichts mit zärtlicher Fürsorge bedacht. Selbst aus sieben Metern Entfernung bekomme ich beim Anblick seiner glitzernden Augen weiche Knie.

Die nächste halbe Stunde spreche ich die Texte der Schauspieler auswendig mit, bis es zum Finale geht, wo die schicksalsgebeutelten Liebenden endlich wieder vereint werden. Matthew nimmt Syds Gesicht in seine Hände und ihre Münder treffen sich zu einem ein, zwei, drei Sekunden langen Kuss. Ich beiße mir auf die Unterlippe und versuche, meine Eifersucht zu unterdrücken, auch wenn Syd behauptet, Matthew wäre gar nicht so toll, wie alle sagen. Sie glaubt immer zu wissen, was für mich das Beste ist.

Die Schauspieler versammeln sich für den letzten Song um Sydney und Matthew und ich ziehe den Vorhang zu. Weil sie ihre Verbeugungen vor dem Vorhang machen, ist mein Büh-

nendienst damit beendet, und ich gehe in den Umkleideraum, um die Kostüme einzusammeln. Der Mädchenbereich riecht nach Haarspray und den roten Rosen, die in einem riesigen Strauß auf dem Tisch stehen. Ich lese das Kärtchen, das daran hängt. Natürlich für Syd. Ein paar Minuten später kommt sie auch schon atemlos und kichernd mit den anderen Mädchen in den Raum getänzelt.

Instinktiv umarme ich meine beste Freundin. »Du warst großartig. Hier, schau mal, was dir jemand geschickt hat.«

Sie quietscht entzückt auf, liest die Karte und macht große Augen. »Ein anonymer Bewunderer!«

Ihre gespielte Dramatik lässt mich aufstöhnen. »Anonym! Wahrscheinlich genau zwei Minuten lang, bis er angeschlichen kommt, um sich sein Dankeschön abzuholen.«

Syd riecht lächelnd an den Blumen. Sie ist diese Art von Aufmerksamkeit gewohnt.

»Und, hast du deine Eltern wegen heute Abend überreden können?«

Ich sinke ein wenig in mich zusammen. »Nein. Aber wenigstens geben sie mir für die Abschlussparty am Samstag Freigang aus dem Gefängnis.«

Nachdem ich mich jetzt geschlagene fünf Monate lang strikt an die harten Regeln meiner Eltern gehalten habe, konnte ich sie davon überzeugen, dass ich meine Freiheit wiederverdient habe. Es wird seit dem »Vorfall« das erste Mal sein, dass ich etwas mit meinen Freunden unternehmen darf, wenn man mal von den Proben für das Stück und den Besuchen in der Bibliothek absieht. Wobei der »Vorfall« nur in der Fantasie meiner Eltern wirklich ein Vorfall war. Meinen wiederholten Erklärungs-

versuchen, dass es nicht das war, wonach es aussah, wird nach wie vor nicht geglaubt.

»Dann geh ich auch nicht«, sagt Syd.

Ich schlage ihr spielerisch auf den Arm. »Sei nicht blöd. Du hast dir eine rauschende Nacht verdient. Du solltest es nur nicht so übertreiben, dass du am nächsten Morgen kratertiefe Augenringe hast. Auch meinen Maskenbildner-Künsten sind Grenzen gesetzt.«

Sie beginnt, ihr Korsett aufzuschnüren. »Bist du sicher? Was die Party heute Abend angeht, meine ich. In deine Visagistinnenfähigkeiten hab ich unbegrenztes Vertrauen.«

Ich helfe ihr mit der Schnürung am Rücken. »Na klar. Erzähl mir morgen alles, oder noch besser: poste Bilder.«

Als sie und die anderen sich aus ihren Kostümen geschält haben, sammle ich die Sachen ein und überprüfe, ob etwas gebügelt oder ein Fleck entfernt werden muss. Sydney umarmt mich noch einmal, bevor sie mit Greta und dem Rest der Mädchen verschwindet.

Ein paar Minuten, nachdem sie gegangen sind, steckt Matthew den Kopf in den Raum.

»Wie geht es der kühnen kleinen Vee?«

Auch wenn mir sein Anblick Bauchkribbeln verursacht, versuche ich, cool zu bleiben, und überprüfe eingehend die Ärmelaufschläge eines Tweedjacketts.

»Mir geht es gut.«

Was ist schon eine Premierenparty, wenn ich vor der Sperrstunde noch ein paar Minuten mit ihm zusammen sein kann? Ja, vielleicht ist mein Status tatsächlich vielversprechend.

»Gehst du mit Syd zu Ashley?«

»Sie geht, ich nicht.«

»Immer noch Hausarrest? Mensch, Mädchen, du solltest mehr lernen!«

Er und die meisten meiner Freunde glauben, meine Eltern seien deshalb so streng, weil ich so schlechte Noten schreibe. Nur Sydney kennt die Wahrheit.

»Immerhin darf ich zur Abschlussparty. Bis Mitternacht hab ich Ausgang.«

Wenn ich Matthew von meiner bevorstehenden Freiheit erzähle, hilft er mir vielleicht dabei, sie am Samstag besonders gut zu nutzen.

Er nickt zu den Rosen hin. »Weiß sie schon, von wem die sind?«

Einen Augenblick lang halte ich den Atem an. »Woher weißt du denn, dass kein Name draufsteht?«

Er zwinkert. »Ich hab da so meine Quellen. Wir sehen uns morgen!« Mit leisem Kopfschütteln sieht er mich noch einmal von oben bis unten an und sagt: »Eigentlich bist du viel zu hübsch, um hinter der Bühne zu arbeiten.« Damit geht er.

Das war's? Unsere Chance, allein zu sein, und er geht einfach? Mein Magen verkrampft sich schmerzhaft. Und warum interessiert er sich für die Rosen? Ich versuche, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen, aber trotzdem gehen mir die unterschiedlichen Möglichkeiten durch den Kopf. Vielleicht ist einer seiner Freunde in Sydney verliebt, und er hat den Auftrag, vorzufühlen. Aber er hatte irgendwie unsicher geklungen, fast verletzlich. Hat er ihr die Blumen geschickt? Das einzig Tröstliche an dieser Option ist nur, dass Sydney den Strauß nicht einmal mit nach Hause genommen hat.

Zähneknirschend nehme ich den kleinen Schlüssel aus meiner Tasche und schließe den Schrank auf, der die Geheimwaffe aller Garderobieren enthält: eine Sprühflasche mit einer Mischung aus Wodka und Wasser. Das ist eine billige Methode, um die Kostüme aufzufrischen. Ms Santana hat behauptet, ich wäre die erste Schülerin, die das Spray ohne Aufsicht benutzen darf. Ich bin zwar froh, dass es wenigstens einen Erwachsenen gibt, der mir vertraut, aber wenn meine Eltern davon erfahren würden, wäre sie ihren Job los.

Schritte nähern sich, und Tommy, der Bühnenbildner, der auch die ganze Technik überwacht, erscheint im Türrahmen.

»Lief großartig heute Abend, was?«

Ich besprühe ein üppig mit Perlen besetztes Kleid, das ein wenig nach Schweiß riecht. »Ja, es lief superglatt.«

»Alle anderen sind schon weg. Wenn du fertig bist, bringe ich dich zu deinem Auto.«

Gäbe es einen Preis dafür, seine Kinder zu höflichen Menschen zu erziehen, hätten Tommys Eltern die besten Chancen darauf. Schon in der fünften Klasse hat er sich immer freiwillig angeboten, die Stopp-Schilder zu tragen, wenn wir Schülerlotsendienst hatten.

Ich wechsle in den Raum nebenan, um mich um die Kostüme der Jungen zu kümmern. »Okay, ich bin gleich fertig.«

Er folgt mir. »Ist alles in Ordnung?«

Ich lege die Hose von Matthew zusammen, die er über einem Stuhl hängen gelassen hat. »Klar. Es war nur eine anstrengende Woche.«

Er reckt sich gähnend. »Tja, wir beide haben wohl den Hauptteil der Arbeit hinter der Bühne erledigt.«

Ja, wir sind das Rückgrat der Show. Aber dafür gibt es keinen Applaus. Und auch keine Rosen. Ich blinzele die Tränen weg, bevor ich mich zu ihm drehe.

»Du hast einen tollen Job gemacht, Tommy. Niemand hätte die Kulissen so hingekriegt wie du.«

Während der Aufführung verwandelt sich die Bühne innerhalb einer einzigen Minute von einem im Krieg halb zerstörten afghanischen Dorf in einen coolen Club in Tokio. Es ist ein multikulturelles Stück.

Er zuckt mit den Achseln.

»Sei nicht so bescheiden. Du hast mindestens so viel Anerkennung verdient wie die Schauspieler.«

»Es hat seine Vorteile, nicht im Rampenlicht zu stehen.«

Meine Augenbrauen müssen fast meinen Haaransatz berühren, so erstaunt bin ich. »Nenn mir einen.«

»Privatsphäre.«

Mein Lachen hört sich an wie ein Zwischending zwischen Schnauben und Gurren. »Und das soll ein Vorteil sein?«

Wieder zuckt er mit den Achseln. Als ich die letzten Kostüme fertig mache, summt mein Telefon. Eine SMS von meiner Mutter, die mich daran erinnert, dass ich in vierzig Minuten zu Hause sein muss. Seufz. Der Schraubstock wird angesetzt. Beim Löschen der Mitteilung fällt mir auf, dass Matthew die *Risk*-Seite offen gelassen hat. Das Spiel, von dem er weiß, dass ich es niemals spielen würde.

»Hältst du mich für eine Draufgängerin?«, frage ich Tommy unvermittelt.

Er macht einen Schritt zurück. »Eine Draufgängerin? Hm. Ich weiß nicht. Aber du kannst andere mitreißen. Weißt du noch,

wie wir in der Fünften den Text der Schulhymne umgeschrieben haben?»

Dafür bin ich also bekannt? Für ein paar umgetextete Liedzeilen, die sich noch nicht einmal richtig reimen? Mit einer Grimasse halte ich ihm das Handy unter die Nase. »Würdest du je bei diesem Spiel mitmachen?«

Er sieht sich die *Risk*-Seite an. »Ziemlich sicher nicht. Es ist verdammt riskant.«

»Also nichts für mich, oder was?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Ich klicke mich durch die Seite, auf der die Challenges aufgelistet sind, mit denen man sich für die Live-Runden bewerben kann. Dazu werden die Preise gezeigt, die man gewinnen kann. Außerdem gibt es noch ein Video der Hauptpreisgewinner aus der letzten Runde beim Besuch einer Filmpremierre. Zwei Mädchen halten stolz den Schmuck in die Kamera, den sie für ihre Challenges gewonnen haben. Die Glücklichen.

Ich überfliege die Liste. Die meisten Challenges sind ziemlich schrecklich, aber es gibt eine, bei der man in ein Café gehen, sich mit Wasser übergießen und laut »Kaltes Wasser macht mich heiß!« rufen muss. Klingt irgendwie dämlich, ist aber weniger gefährlich, als Nagellack zu stehlen oder auch nur so zu tun. Ich sehe auf die Uhr. Das *Gotta-Hava-Java* liegt auf halber Strecke auf meinem Heimweg. Wenn ich mich beeile, könnte ich es schaffen. Und damit das »klein« aus Matthews Wortschatz streichen, das er grundsätzlich mit meinem Namen verbindet, selbst wenn er mir eine SMS schreibt, was er seit Beginn der Proben regelmäßig macht. Er schreibt süßes, flirtendes Zeug, vor allem spätabends.

Ich sehe Tommy abschätzend an. »Willst du mal etwas Außergewöhnliches tun?«

Er wird rot. »Du möchtest dich doch nicht für die Live-Runde bewerben, oder?«

»Auf keinen Fall. Es ist sowieso ziemlich spät, um noch ausgewählt zu werden. Aber wäre es nicht lustig, mal eine der Challenges auszuprobieren? Nur um zu sehen, wie das ist?«

»Äh, nein, eigentlich nicht.« Er blinzelt hektisch, als würden seine Kontaktlinsen auch langsam Feierabend machen. »Du weißt doch, dass diese Probe-Challenges sofort auf der *Risk*-Seite gepostet werden, und da man sich die Vorrunden kostenlos ansehen kann, werden das vermutlich jede Menge Leute tun.«

»Genau darum geht es ja.«

Er legt den Kopf schief. »Bist du sicher, dass es dir gut geht?«

Ich marschiere zum Schrank, um die Sprühflasche wegzuschließen. »Mir geht es gut. Und du musst auch nicht mitkommen. Ich habe nur gedacht, dass es lustig werden würde.«

»Vielleicht schon«, nickt er. Offensichtlich muss er nachdenken. »Okay, ich drehe das Video.«

Stimmt! Ich habe ganz vergessen, dass ich jemanden brauche, der mich dabei filmt. Ich nehme meine Tasche und gehe zielstrebig an ihm vorbei, ganz Lara Croft. »Also los!«

Er beeilt sich, zu mir aufzuschließen. »Wir können meinen Wagen nehmen.« Seine Eltern haben ihm zum Geburtstag einen actionfilmreifen Audi geschenkt.

»Nein«, widerspreche ich. »Wir nehmen meinen.«

Schließlich ist es meine Challenge.

In der Luft draußen hängt eine Feuchtigkeit, die zuvor noch nicht spürbar gewesen ist. Auch wenn ich mir gleich Wasser über den Kopf schütten werde, ist mir jetzt nicht nach Regen zumute. Tommy und ich laufen zu meinem zehn Jahre alten Subaru, dessen Lenkrad jedes Mal klappert, wenn ich auf die Bremse trete. Aber er gehört mir und er ist gemütlich. Wir steigen ein und fahren los.

Ich versuche, einen Hip-Hop-Song aus dem Radio mitzusummen, aber meine Stimme zittert vor Nervosität.

»Meinst du, irgendjemand im *Gotta-Hava-Java* checkt, dass es um eine Challenge für *Risk* geht?«

Tommy betrachtet das Armaturenbrett, als würde er versuchen, dort etwas Interessanteres zu entdecken als das mickrige Autoradio mit dem kleinen handgeschriebenen »Pump up the Volume!«-Sticker auf dem Lautstärkeknopf

»Ich glaube, die Stammkundschaft dort gehört nicht zur *Risk*-Zielgruppe.«

Lustig, wie leicht ihm der Begriff »Zielgruppe« über die Lippen kommt, als wäre er ein Marketingexperte. So etwas könnte auch mein Dad sagen. Plötzlich wird mir mulmig, als ich an das blasse Gesicht meines Vaters vor ein paar Monaten denke. Fassungslos saß er an meinem Bett im Krankenhaus und sagte immer wieder, wie wenig das, was ich getan hatte, zu mir passen würde. Mädchen wie ich würden nicht mit laufendem Motor in einer geschlossenen Garage enden. Stimmt genau, hatte ich geantwortet.

Ich schüttele den Gedanken ab.

»Dann mache ich mich also vor einem Haufen Leute zum Idioten, die keine Ahnung haben, dass das für ein Spiel ist. Perfekt.«

Letzten Monat hatte ein Sprecher den Zuschauern in verschwörerischem Flüsterton verkündet, dass die Spieler nicht sagen durften, dass es sich um eine Challenge handelt.

Tommys hochgezogene Augenbrauen sagen deutlich, was er von meinem Vorhaben hält, aber er ist viel zu höflich, um es laut auszusprechen. Stattdessen erzählt er mir von einer Doku über eine Business-Uni, an der mit knallharten Samurai-Methoden unterrichtet wird und deren Studenten sich beispielsweise an belebte Straßenecken stellen und singen müssen, um ihre Hemmungen zu überwinden.

»Vielleicht bringt dir das Ganze ja irgendwas«, meint er.

Ich betrachte ihn genauer. Eigentlich sieht er besser aus, als ich es vor mir selbst zugeben würde. Nicht dass wir je mehr als Freunde sein könnten. Mit seinen gut geschnittenen Gesichtszügen, seiner zuversichtlich-zupackenden Art und den reichen Börsenmakler-Eltern wird er wahrscheinlich noch vor unserem zehnjährigen Klassentreffen für ein politisches Amt kandidieren.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich noch nicht einmal das Bewerbungsformular ausgefüllt habe.

»Kannst du schnell mal auf die *Risk*-Seite gehen und meine Angaben eintragen?«, bitte ich ihn.

Er schaltet sein Handy ein, liest die Fragen vor und tippt meine Antworten ein. Ich gebe Adresse, Telefonnummer, E-Mail-Adresse und Geburtsdatum an (24. Dezember – der unmöglichste Tag des Jahres). Als Notfall-Kontakte – was mir für eine zweiminütige Challenge ein bisschen übertrieben vorkommt – nenne ich Sydney, dann Liv, Eulie, Tommy und zum Schluss, nur zum Spaß, Matthew.

Fünf Minuten und zwei Runden um das *Gotta-Hava-Java* später habe ich einen Block entfernt einen Parkplatz gefunden. Als wir aussteigen, ist die Wärme des Tages vollends verschwunden, und der Rückweg zu meinem Auto verspricht unangenehm zu werden. Vorausgesetzt, ich ziehe die Challenge wirklich durch, was ein kleiner Teil von mir langsam zu bezweifeln beginnt.

Ich reiche Tommy meine Jacke. »Kannst du die so lange halten, damit ich mir hinterher etwas Trockenes anziehen kann?«

»Vielleicht sollte ich zur Sicherheit auch deine Tasche nehmen.«

Welcher andere Junge würde an so etwas denken? »Gute Idee.«

Tommy nimmt meine Sachen so vorsichtig entgegen, als hätte er Angst, sie kaputt zu machen, was im Grunde auch keine Katastrophe wäre, weil ich bei *Vintage Love*, dem Secondhandshop, in dem ich nebenbei arbeite, alles zum halben Preis bekomme.

Wir betreten das Café, und mein Herz schlägt schneller, als ich feststelle, dass es voll besetzt ist. Es ist eine Sache, sich eine Challenge auf einer Webseite auszusuchen, aber sie dann tatsächlich durchzuziehen, ist etwas völlig anderes. Durchziehen, ja, das ist das Problem. Wie beim Vorsprechen für das Theaterstück, bei dem ich davongelaufen bin, oder bei dem Referat in Geschichte, mit dem ich mich schwitzend vor der Klasse abgemüht habe. Wieso um alles in der Welt sollte ausgerechnet jemand wie ich bei so einem Spiel mitmachen?

Ich hole tief Luft und stelle mir vor, wie Matthew Sydney auf der Bühne küsst, während ich in den Kulissen stehe. Of-

fensichtlich will ich der Welt irgendetwas beweisen. Danke an den Grundkurs Psychologie.

Tommy setzt sich an einen Tisch in der Mitte des Cafés, stellt unsere Sachen ab und zückt sein Handy.

»Auf der *Risk*-Seite steht, dass ich das live posten muss, damit wir die Aufnahmen nicht manipulieren können. Ich fange an, sobald du bereit bist.«

»Okay.« Ich gehe zum Ende der Schlange am Tresen und kämpfe gegen das seltsame Gefühl an, dass meine Beine nicht so funktionieren, wie sie sollen. Ich muss mich extrem konzentrieren, einen bleiernen Fuß vor den anderen zu setzen. Es ist, als würde ich durch einen Swimmingpool voller Sirup waten. Atmen, atmen, atmen! Wenn der Kaffee nur nicht so stark riechen würde. Die Lüftung hier ist miserabel. Meine Haare und die Sachen, die ich an habe, werden noch ewig stinken. Ob Mom es merkt?

Das Pärchen vor mir streitet sich darüber, ob es vernünftig ist, abends noch Chai-Tee zu trinken, weil er Koffein enthält, und eine Gruppe von Frauen vor ihnen bombardiert den Barista mit Fragen über den Kaloriengehalt der Getränke. Ihr Geplapper geht mir auf die Nerven. Am liebsten würde ich sie anschreien, dass Leute, die Kalorien zählen, nichts in einem Laden zu suchen haben, der Unmengen von zuckrigen Törtchen anbietet.

Ich winke einem der Angestellten hinter der Theke zu, um auf mich aufmerksam zu machen. Er lächelt bloß und hantiert weiter an der Espressomaschine herum. Die Uhr an der Wand zeigt neun Uhr siebenunddreißig. Mist, nur noch dreiundzwanzig Minuten, bis ich zu Hause sein muss. Erst jetzt fällt mir ein, dass ich Tommy ja noch zu seinem Wagen zurückbringen muss,

bevor ich mich auf den Heimweg machen kann. Ich drängle mich zum Tresen vor, was mir ein paar böse Blicke einträgt. Vielleicht geben sie Ruhe, wenn sie merken, was ich vorhabe. Mit einer Verrückten will sich niemand anlegen. Am Ende des Tresens steht ein Krug, der mit Eiswasser gefüllt ist. Ich nehme ihn von der Theke und gehe langsam zu Tommy zurück. Trotz meiner zitternden Arme und Beine bemühe ich mich, nichts zu verschütten.

Neun Uhr neununddreißig. Ich hole tief Luft und nicke Tommy zu, der auf sein Handy zeigt und etwas sagt, was ich nicht verstehe. Ein paar Leute runzeln die Stirn und sehen mich giftig an, weil ich mitten im Raum stehe. Tommy hält lächelnd den Daumen hoch und in meiner Brust wallt Dankbarkeit auf. Allein würde ich so etwas niemals schaffen. Vielleicht schaffe ich es nicht mal mit seiner Unterstützung. Mein Körper hört nicht auf zu zittern, und ich muss dem Drang widerstehen, in Tränen auszubrechen. Oh Mann, ich bin so eine Niete! Kein Wunder, dass mir beim Vorsprechen die Luft wegbleibt.

Ich starre die Uhr an und bekomme plötzlich eine Art Tunnelblick. Um mich herum wird alles schwarz. Das Einzige, was ich sehe, ist die Uhr, deren Ticken so klingt wie das Pochen von Edgar Allan Poes *Verräterischem Herz*. Das ist lächerlich. Es ist nur ein bisschen Wasser und eine Zeile Text. Syd würde sich den Krug ohne Verzögerung über den Kopf schütten und dabei ihre Lieblingsnummer aus *Les Misérables* schmettern. Aber ich bin nicht Syd.

Mein Herzklopfen wächst sich zu einem Wummern aus und mir wird schwindelig. Jedes einzelne Molekül in meinem Körper will flüchten. Oder schreien. Oder beides. Ich zwingen mich

zu atmen. In einer Minute ist die Challenge vorbei. Nur ein paar schreckliche Augenblicke lang muss ich noch durchhalten. Ich wische mir über die Wange. Als die Uhr an der Wand zwanzig vor neun zeigt, räuspere ich mich rau.

Schaffe ich es? Die Frage stellt sich mir noch, während ich den Krug schon über meinen Kopf hebe. Erstaunlicherweise tut mein Arm, was ich will. Mit kaum hörbarer Stimme flüstere ich »Kaltes Wasser macht mich heiß!« und lasse ein paar Tropfen auf meinen Kopf fallen.

Tommy blinzelt, als hätte er mich nicht gehört.

Ich hebe meine Stimme, die ein wenig brüchig klingt, und sage laut: »Kaltes Wasser macht mich heiß!« Dann gieße ich das Wasser über mich. Der eisige Schwall macht mir schlagartig den Kopf frei. Oh mein Gott, ich habe es geschafft! Und jetzt stehe ich triefend nass hier und wünsche mir mehr denn je, dass ich einfach unsichtbar werden könnte.

Neben mir ist eine Frau aufgesprungen und quietscht: »Was soll denn das?«

»Tut mir leid«, entschuldige ich mich, während mir das Wasser von der Nase tropft. Ich weiß, ich sollte irgendetwas tun, aber ich bin wie gelähmt. Nur meine Augen können eine Million Details auf einmal erfassen und die scheinen sich alle gleichzeitig über mich lustig zu machen. Mit größter Anstrengung löse ich mich aus der Erstarrung und wische mir mit dem Handrücken über das Gesicht, während mich ein Junge ein paar Tische weiter mit seinem Handy fotografiert. Ich sehe ihn böse an, worauf er gleich noch eine Aufnahme macht.

Tommy legt das Handy weg und starrt mich mit aufgerissenen Augen an.

»Äh, Vee, oh Mann ... deine Bluse ...« Er zeigt auf meine Brust. Auch ich sehe nach unten, werde aber von einem der Angestellten abgelenkt, der mit einem Wischmopp auf mich zukommt und missbilligend auf die Pfütze zu meinen Füßen deutet.

»Ich mache das schon«, sage ich und greife nach dem Mopp. Warum habe ich nicht daran gedacht, ein paar Servietten mitzunehmen?

Er hält den Stiel fest. »Glaubst du, ich würde dir so etwas anvertrauen? Wer weiß, was du damit anstellst. Geh zur Seite. Und wenn du nichts trinken willst, dann verlass bitte das Café.«

Mein Gott. Schließlich hab ich ihm nicht in den Mixer gespuckt.

»Tut mir leid«, stoße ich hervor und laufe zur Tür. Die kalte Luft draußen fühlt sich an wie ein Sprung in den Lake Washington.

Tommy holt mich ein und hält mir die Jacke hin. »Zieh die sofort an!«

Ich betrachte im Licht der Laterne meine Bluse und muss nach Luft schnappen. Als ich mich mit Wasser übergossen habe, habe ich nicht bedacht, dass ich eine weiße Baumwollbluse trage und dass mein BH aus dünnem Seidengemisch ist. Ich, die Kostümbildnerin, die Teilzeit in einem Modeladen arbeitet, hätte wissen müssen, welche Wirkung Wasser auf diese Stoffe hat. So, wie ich aussehe, hätte ich bei einer Wahl zur Miss-Wet-T-Shirt mitmachen können. Und das vor laufender Kamera.

Oh Gott, was habe ich getan?

ZWEI

Ich schnappe nach Tommys Handy.

»Lösch das Video! Los!«

»Kann ich nicht. Das hab ich live hochgeladen!«

Verzweifelt presse ich mir die Jacke vor die Brust. »Warum hast du nicht aufgehört, als du gesehen hast, dass ich fast nackt zu sehen bin?«

Er reibt sich über den Hinterkopf. »Ich war so damit beschäftigt, dich im Bild zu halten, dass es mir erst aufgefallen ist, als ich das Handy weggelegt habe. Keine Panik, ja? Auf dem Video sieht alles bestimmt ganz anders aus. Bei der Beleuchtung und der miesen Kameraauflösung ist wahrscheinlich gar nichts zu sehen«, sagt er, sieht aber selbst nicht so aus, als würde er das glauben.

»Kannst du nachschauen?« Gott, warum habe ich heute Morgen nicht den gepolsterten rosa BH angezogen?

»Nein, mein Handy speichert keine Kopien von Video-Chats. Das verbraucht zu viel Speicherplatz.«

Wir steigen in meinen Wagen, und ich wende ihm den Rücken zu, während ich schnell meine Jacke anziehe. Auch wenn ich gerne hier sitzen bleiben und über einen Ausweg aus dieser Katastrophe nachdenken würde – als ob es einen gäbe! –, muss ich doch in einer Viertelstunde zu Hause sein. Ich lasse den Motor an und stelle die Heizung auf volle Stärke, während ich zur Schule zurückfahre.

